

BUNTE WELT

Nr. 36

Unterhaltungsbeilage

1934

Ein Held ohne Heroismus

Nur wenige Menschen starben an dem tödlichen Rody-Mountains-Fleckfieber, das im Bitterwurzel-Tal in West-Montana vorkommt. Man wollte dort auch gar kein Aufhebens davon machen, denn schließlich konnte man doch nicht die Fremden wegen so ein paar Todesfälle verjagen. Aber das Gesundheitsamt schickte im Frühjahr 1922 dennoch den Oberarzt M. Spencer nach Montana, um diese Krankheit zu erforschen.

Spencer zog los, zusammen mit seiner Frau, zwei Kindern und seinem Assistenten Dr. Parker und richtete sich in einem ehemaligen halbverfallenen Schulhaus sein Laboratorium ein. Parker kannte die Gegend gut, hatte hier sieben Jahre mit Sammeln von Insekten verbracht, und da Fleckfieber nur durch Zeden übertragen wird, hatte er schon lange versucht, herauszubekommen, woher diese Zeden denn nun das Gift ursprünglich in sich aufnahmen. Es gab noch eine merkwürdige Tatsache: An dem Osthang des Tales gab es ebensoviele Zeden, aber nie erkrankte dort jemand an Fleckfieber, und auch im Westen waren es nur ein paar Schluchten, die alle Leute möglichst mieden, weil sie wußten, daß hier die Zeden giftig waren. In diesen gefährlichen Schluchten kletterte nun Parker mit zwei Gehilfen, Henry Cowan und Saltsbury, herum und fing Zeden, die in Villenschachteln gesteckt und ins Laboratorium gebracht wurden, wo Spencer sie auf Fleckfieber prüfte. Dies geschah, indem er sie abgerasierten Meererschweinchchen ansteckte und nun wochenlang warten mußte, ob diese Meererschweinchchen Fleckfieber bekamen oder nicht. Um sich die Arbeit ein wenig zu vereinfachen, kam Spencer auf die Idee, die Zeden einfach zu zerquetschen und ihre Brüche den Meererschweinchchen einzuspritzen. Wissenschaftlich richtig war das ja nun nicht gerade, aber Spencer hatte es sich eben in den Kopf gesetzt, und so tat er es bei 100 Tieren mit 100 Zeden, die Parker an 100 verschiedenen Orten gesammelt hatte. Ergebnis: Alle Meererschweinchchen blieben gesund, obwohl die Zeden von den todbringendsten Plätzen der Umgebung stammten. Als aber Spencer nun diese geimpften Meererschweinchchen mit Fleckfieber infizierte, blieben sie immer noch gesund, anstatt vorchriftsmäßig zu sterben. Sie waren immun geworden.

Man stand vor einem Rätsel, und Parker war froh, daß er von den verschiedenen Zeden jedesmal einige weggenommen und in kleinen Schächtelchen in seinem Eisschrank verstaut hatte. So brauchte er nicht noch einmal an alle diese hundert Orte zu wandern, um neue Zeden zu holen.

Eines Tages nun brachte Henry Cowan eine Verziege aus der gefährlichen Schlucht von Blodgett ins Laboratorium. Aus ihrem Fell sammelte er auf Parker's Wunsch sämtliche mit Ziegenblut wohlgenährten Zeden heraus, ein an und für sich völlig unsinniges

Bemühen, denn noch niemals hatte eine Ziege Fleckfieber gekriegt, also konnten die Zeden auch keine Fleckfiebererreger mit dem Ziegenblut in sich einsaugen. Aber Parker verlangte, daß jede Zede, der man habhaft werden konnte, ausprobiert wurde. Also spritzte Spencer, ein bißchen ärgerlich und griesgrämig, doch ein paar Meererschweinchchen mit Ziegen-Zeden-Brüche. Nach 3 Tagen hatten diese Meererschweinchchen samt und sonders 40 Grad Fieber und starben bald darauf. Ergebnis: Durch blutlose Zeden bleiben die Meererschweinchchen gesund; durch vollgefogene Zeden bekommen sie Fleckfieber. Das mußte noch weiter ausprobiert werden. Die Aufregung im Laboratorium war groß. Spencer holte sich von Parker ein paar von den im Eisschrank in ihren Villenschachteln Winterurlaub haltenden Zeden, setzte sie einem Meererschweinchchen an, tat ein Drahtgestell darüber und nahm sie nach drei Tagen, als sie sich vollgefogen hatten, wieder ab. Dann zerstampfte er sie und spritzte ihre Brüche anderen Meererschweinchchen ein. Weitere drei Tage später waren diese schwer krank und starben kurz darauf an Fleckfieber.

Eifrig arbeiteten alle im Schulhaus weiter, alle, einschließlich eines kleinen Gehilfen: Bill Gettinger, der später einmal Medizin studieren wollte und furchtbar stolz darauf war, schon jetzt mit zu diesen großen Forschern zu gehören, die da alle mit bloßen Händen und wegen der Hitze heraufgestampelten Hemdsärmeln mit ihren Meererschweinchchen und Zeden herumwirtschafteten. Eines Morgens aber schüttelte es Bill vor Kälte, obwohl es schrecklich heiß war. Am nächsten Tage mußte er ins Krankenhaus nach Hamilton geschickt werden. Er hatte sich mit seinen Zedenhänden gekratzt gehabt, und Spencers Anschauzer daraufhin kam zu spät. Das Gift war bereits in den Körper eingebracht. Eine Woche lang saß Spencer Tag und Nacht bei dem Jungen im Krankenhaus am Bett, aber nichts half, Bill starb.

Im Herbst und Winter wurde das Leben in dem kleinen Schulhaus zu einer richtigen Hölle. Spencer und Parker begannen eine großangelegte Zedenzucht. Die Zedenlarven wurden auf frane Meererschweinchchen gesetzt und nahmen mit dem Blut das Fleckfieber in sich auf. Da sie winzig klein waren, konnte man sie oft nicht fangen, sie wimmelten also fast täglich im Laboratorium herum, und Spencer, der schon am Tage ein Träumer war, träumte jetzt auch nachts von diesem kreibösenden und krabbelnden lebendigen Tod, den er in Gestalt von Zeden oft genug noch nachts in seinen Kleidern fand. Die Zedenlarven wurden zu Nymphen mit acht spindeldünnen Beinen, die Nymphen zu richtigen Zeden, die nun den Fleckfiebererreger trotz der doppelten Verwandlung in sich trugen. Die Zeden setzte Spencer auf die verschiedensten Tiere, wie

Pferde, Ziegen, Kühe, Meererschweinchchen, Kaninchen usw., und immer wurden sie zu Fleckfieberüberträgern.

Im Winter 1923 ging Spencer nach Washington ins Hygienische Institut zurück, und Parker blieb während dieser Zeit allein im Schulhaus. Spencer spritzte nun die Brüche von ein paar fleckfieberinfizierten Zeden, die im Eisschrank überwintert hatten, einigen Meererschweinchchen ein. Doch die Erreger schienen noch zu schlafen. Sämtliche Tiere blieben gesund. So nahm Spencer wieder solche Zeden, wärmte sie jetzt aber an, bis sie aus ihrem Winterschlaf erwachten, spritzte sie: die Meererschweinchchen kriegten Fleckfieber. Diese Zeden waren, wie sich später herausstellte, so mit Fleckfiebererregern geladen, daß eine Zede dreitausend Meererschweinchchen töten konnte, und dabei wiegen hundert Zeden ein Gramm! Der Virus aus diesen Zeden ist so giftig, daß er die Haut durchdringen kann. Nun setzte Spencer es sich in den Kopf, eine Schutzimpfung gegen Fleckfieber vorzunehmen. Er fuhr zu Parker nach Hamilton zurück.

Frühjahr 1924. Fast vier Wochen war Spencer wieder im Schulhaus. Da kam ihm eine Idee. Der Oesterreicher Dreinl hatte vor kurzem Meererschweinchchen erfolgreich mit in Karbolkwasser getauchten, mit Fleckfieber typhus infizierten Linsen gegen Fleckfieber typhus geimpft. Also goß Spencer etwas einprozentige Karbolsäure über infizierte Zedenbrei. Eine weinrote, klare Lösung setzte sich innerhalb 24 Stunden ab. Diese Flüssigkeit impfte er einigen Meererschweinchchen ein, wartete zwei Wochen, infizierte sie gleichzeitig mit einigen anderen Meererschweinchchen, und richtig, die geimpften Tiere blieben gesund, die anderen starben.

Nun mußte man das an einem Menschen ausprobieren. Also spritzte sich Spencer am 19. Mai 1924 eine Dosis Fleckfieberzedenbrüche in den Arm, der zwar die an und für sich schwache Karbollösung zugegeben war, die aber sonst 5000 Meererschweinchchen hätte ins Jenseits befördern können. Nichts erfolgte. Nach vier Tagen spritzte sich Spencer die doppelte Dosis ein und blieb gesund. Jetzt hatte er sich schutzgeimpft. Leider wollten die anderen aus dem Schulhaus seinem Beispiel nicht folgen. Sie glaubten wohl doch noch nicht so recht an Spencers Entdeckung; und so kam es, daß im Herbst desselben Jahres Henry Cowan sich bei den weiteren Versuchen das Fleckfieber holte und innerhalb von zehn Tagen starb. Jetzt impfte Spencer alle anderen, ob sie wollten oder nicht, und nicht nur die im Schulhaus, auch die Bewohner der gefährdeten Täler in den Rody Mountains kamen und ließen sich impfen. Heute sterben sie nicht mehr am Fleckfieber, denn mit der Schutzimpfung geht diese Krankheit, selbst

wenn man davon befallen wird, schnell und leicht vorüber.

Hier hat der Mut, mag er auch mit etwas Leichtsinns gepaart gewesen sein, eines Mannes den Weg gefunden, die Menschen vor einer tödlichen Krankheit zu schützen. Dieser Mut muß doppelt anerkannt werden, wenn man bedenkt, daß Spencers sein Leben ris-

sierte, um einer verschwindend kleinen Anzahl von Vergewohnern, die weder selbst großen Wert darauf legten, noch sonst in hohem Ansehen standen, zu helfen; das alles ohne besonders hohe Bezahlung, ohne Aussicht auf Ruhm, vollkommen ohne viel Aufsehens davon zu machen: ein Held ohne Heroismus. E. M.

Das verhinderte Wunder

Von W. D. Esmin.

In einer der Riesenstädte des modernen Europas wohnte ein ganz armer Mann. So arm war er, daß kein Mensch ihn recht kannte. Seine Eltern und alle seine Verwandten waren längst tot und Freunde hatte er nicht, Freunde haben nur die Reichen. Im Sommer wohnte er draußen in den Vorstädten auf dem Lande, saß tagsüber im Walde und lag nachts in verlassenen Säunen oder auch mal, wenn ihm irgendein Müdträger ein paar Groschen geschenkt hatte, auf einem richtigen Strohsack in der Herzberge. Aber im Winter — da war es oft schwer, einen warmen Raum zu finden, denn die Menschen jener Zeit waren hart und mißsichtig; außerdem hatten sie Angst, sie könnten bestohlen werden oder gar ermordet. Zeitungen sorgten dafür, daß die Menschen die Menschen noch schlechter einschätzten, als sie waren.

Nicht daß unser Mann mit seinem Schicksal besonders unzufrieden gewesen wäre. Denn unzufrieden sollte nur der sein, der seine Lage durch irgendwelche Handlung oder durch ein Unterlassen verbessern könnte. Der Mann hatte aber alles, was in seiner Kraft stand, versucht, um Arbeit zu bekommen oder auf sonstige Weise Geld zu verdienen. Es war ihm nicht gelungen, wie so vielen anderen auch nicht. So fügte er sich philosophisch in sein Schicksal, murzte nicht und lebte, so gut oder so schlecht es eben ging. Ein friedliebender und doch ein mutiger Mann.

Eines Wintertages nun, es hatte gerade wieder einmal heftig geschneit, stand der Mann an einer Kirchentüre — denn es war Sonntag, und die harten und grausamen Menschen jener Zeit gingen gerne in die Kirche, um ihr Gewissen zu beruhigen und sich auf alle Fälle mit dem lieben Gott gutzustellen —, stand also der Mann an einer Kirchentüre und hielt den Hut auf, daß die Vorbeisgehenden ihm ein Almosen geben sollten. Er froh furchtbar, weil er in der vergangenen Nacht schon im Freien hatte übernachten müssen und er seit zwei Tagen keinen warmen Bissen mehr zu sich genommen hatte. Aber wie jämmerlich auch der arme Mensch aussah, keiner der gepuderten Gottesfürchtigen wollte ihm auch nur einen Heller geben.

Da weinte der Mann still vor sich hin. Drinnen in der Kirche spielte eine Orgel ein Lied zu Ehren Gottes, der die Menschen erschaffen hatte, daß sie ihn lobten als den Vater, als den allwissenden, gütigen, gnädigen Gott. Und diese fielen in die Knie, während sie die fromme Weise sangen. Aber die meisten lobten sich selbst, während sie Gott zu preisen vorgaben, dachten an sich und ihre Familie, überlegten sich, wie sie ihre Einnahmen vergrößern könnten, und ob es wohl zweckvoll sei, sich mit diesem Gott, den man da besang, auf freundschaftlichen Fuß zu stellen, oder ob es herausgeworfene Zeit sei, die sie hier in der kalten Kirche zubrachten.

Von der Kanzel sprach ein Priester wohlklingende Worte, er sprach sie theatralisch, bombastisch, mit vibrierender Stimme. Laut hallten sie gegen die steinernen Wände, aber an den steinernen

Herzen der Zuhörer prallten sie ab, ohne den geringsten Eindruck zu hinterlassen. Nur den Mann vor der Kirchentüre ergriffen sie selbst stark. Ganz schwach fühlte er sich werden vor Freude über das, was der Priester den Menschen da drinnen verkündete. Und ganz eng an die Tür geschmiegt, lauschte er den klingenden Worten.

Von den Brosamen, die von der Reichen Tisch fielen — so etwas waren die Worte des Predigers — habe sich der arme Lazarus genährt. Und Gott sei ihm wohlgebeten gewesen. Darum auch sollten die Menschen, die heute in Not und Armut lebten, nicht verzweifeln und nicht nach ungerechtem Gelde und Wohlleben streben. Gott werde sie dereinst für ihre irdischen Nöte tausendfach entschädigen. Und jeder von den gut angezogenen Männern und Frauen, die in der Kirche saßen, glaubte, er sei der Ärmste einer, und gerade auf ihn treffe das Gotteswort so recht zu. Das beruhigte sie, denn Glaube beruhigt.

Auch der arme Mann draußen vor der Türe war ein gläubiger Mensch. Und er erbaute sich derart an den schönen Reden des Priesters, und er glaubte so stark an die Wahrheit dieser Rede, daß er Gott damit rührte. Und Gott der Herr beschloß, sich der Welt durch ein neues Wunder zu offenbaren. Also berief er seine himmlischen Heerführer zu sich, machte sie auf den armen, ach so gläubigen Mann an der Kirchentür aufmerksam und befahl ihnen, diesem Manne zu helfen.

Die Erzengel persönlich setzten sich auf die schnellste Wolke und fuhren — hei — mit tausend Kilometer in der Sekunde im Gleitflug hinab zu der großen Stadt, in der der arme Mann vor der Kirche stand. Als sie in elegantem Vogen gelandet waren, funkte der Erzengel Gabriel mit seinem Flammenschwert ein Lichtsignal hinauf zum Himmel, daß alles seinen ordnungsgemäßen Gang gehe, Petrus möge die nötigen Eintragungen auf Seite siebenzig des Lebensbuches von Wilhelm Meyer 1488 vornehmen.

Unterdessen stand Wilhelm Meyer da und zitterte, denn durch die Anfahrt der Erzengel war ein starker Luftzug entstanden, der den armen Mann empfindlich frieren ließ. Als er aber jetzt die Wolke so dicht vor sich sah, glaubte er, dessen Geißt noch mit dem Wort des Priesters beschäftigt war, es nahe schon der Brosamen eines Reichen in Gestalt einer kräftigen, dampfenden Suppe. Und das Flammenschwert des Erzengels Gabriel schien ihm das trauliche Fladern brennender Scheite in einem Kamin. Ordentlich warm wurde ihm bei diesem Gedanken, und ein angenehmes Gefühl der Sättigung durchfloss seinen Körper, machte den Mann müde und schlaftrug vor Zufriedenheit, so müde, daß er die Augen schließen mußte.

In der Kirche sang man jetzt wieder ein Lied. Wilhelm Meyer hatte sich ganz fest in eine Nische gedrückt, so daß er gut hören konnte, was

in der Kirche geschah. Aber — merkwürdig — jetzt sah er auf einmal, daß er gar nicht vor einer Kirchentüre in kalter, zugiger Straße stand, wie er geglaubt hatte, nein — in einem gemütlich durchwärmten Raum sah er vor einem herrlich gedekten Tisch, auf dem eine mächtige Suppenterrine stand; die duftete so wunderbar, daß einem schon von dem Duft aller Hunger genommen war. Aber was war denn das? Nun weitete sich plötzlich der Raum zu einer riesigen Halle, und die Wände glänzten von Gold und Diamanten, aus Platin war der Fußboden, und der Tisch, an dem er saß, bestand aus einem riesenhaften Block schwarzen Onyx. Das wunderbarste jedoch war das Gewand, das er, der arme, von allen verachtete Wilhelm Meyer trug. Es war aus ganz schwerer, echter weißer Seide, so schwer, daß es ihn fast niederdrückte. Wilhelm Meyer, der in besseren Zeiten einmal Reisender für Seidenstoffe gewesen war, fühlte bewundernd den weichen, wallenden Stoff, der sicher seine zwanzig Franken der Meter wert war. Und in ein solch kostbares Gewand geküllt sah er nun, der eben noch als Bettler vor der Türe gestanden hatte, in dem Märchensaal an einem Onyx Tisch, und tausend Diener standen vor ihm mit gebeugtem Rücken und fragten ihn nach seinen Wünschen. Als er genauer hinsah, bemerkte er, daß die Diener gar keine Diener waren. Die trugen ja Flügel an der Livree. Also mußten es Engelskinder sein, und die Halle konnte dann nichts anderes sein als der Himmel —!

Ein furchtbarer Schreck durchfuhr den Darstellenden, so ein Schreck, der alle Glieder lähmte, der die Kehle würgt und das Herz ausfahren läßt. Denn — so jagte er sich — wenn ich im Himmel bin, dann bin ich ja tot —! „Mein Gott!“ schrie da der selige Wilhelm Meyer, und er schrie es so laut, daß die Menschen in der Kirche es hörten und hinausstraten, um zu sehen, was sich denn da ereignet habe. So plötzlich geschah das alles, daß die Erzengel, die bisher mit Vergnügen dem Erlebnis des armen Menschen zugeschaut hatten, kaum noch Zeit fanden, sich schleunigst zu verzieren. Denn Erzengel dürfen den Menschen nicht im Himmelsloftium entgegentreten, weil sie sonst von der Sittenpolizei festgenommen würden. Daher kam es, daß sie nicht Zeit fanden, den Träumenden wieder zu weden.

Und als die Menschen aus der Kirche herausstraten, fanden sie einen armen, alten Mann, dicht in eine Nische hinter der Tür geschmiegt, der mit weit aufgerissenen Augen den Himmel stierte. Seine gefrorenen Hände hielten einen leeren, schäbigen Hut, und sein Kinn hing schlaff herunter und ließ einen zahlosen Mund und eine dicke, grau-blaue Zunge sehen, von der sich ein kleiner Faden gelblichen Speichels zur Brust zog.

Ein paar Frauen schrien laut auf. Aber schon war der Priester zu dem armen Manne getreten, schlug über ihm das Kreuz und jagte, daß dieser Mann jetzt bei dem Vater im Himmel sei, daß er es dort besser habe als alle Menschen, die ihn hier vielleicht bedauerten, und daß er im Glauben an seinen Gott sanft entschlafen wäre. Einen solch seligen Tod stürben nur wenige Auserwählte. Und der Priester beugte vor dem Toten die Knie, und die Menge folgte seinem Beispiel.

Nur ein kleines Kind, das seine Eltern mit in die Kirche genommen hatten, weil sonst kein Mensch auf es aufpassen konnte, fragte laut in die heilige Stille: „Ist das denn nicht der alte Bettler, von dem Papa eben gesagt hat, es sei ekelhaft, wie er seine Armut zur Schau stelle? Und nun —“ aber da hielt ihm der Vater den

Die Leichenkarawane

Erlebnisse von Heinz Schäfer

Wir waren in den Bergen von Kurdistan. Auf einem kaum gangbaren Pfade suchten wir uns erst mit dem Peile den Weg bahnen. — Endlich, nach einstündigem Vordringen, verbesserte sich der Weg. Es ging schneller bergab, und so mit erreichten wir gegen Mittag die langersehnte KarawanensträÙe.

Wir waren eben dabei, RaÙ zu machen, als wir eine Karawane erblickten. Wir hörten Gesänge und Geheul. Wildaussehende Männer mit entblößtem Oberkörper schwingen trumme Schwerter durch die Luft und brachten sich klastrende Wunden bei. Andere umtanzen mit wütender Gebärde die beladenen Tragtiere. Sofort waren wir uns über die Art der Karawane klar. Es waren Hospitanzhänger, die auf dem Wege waren, die Leichen der als besonders heilig gehaltenen Kurden nach Korbela, dem Wallfahrtsorte der Hospitanzverehrer, zu bringen.

Wochen, Monate hindurch, durchqueren diese Menschen die Wüste und Steppe. Die Meisten erreichen die heilige Stätte nicht, gehen vorher an der Pest oder an sonstigen Krankheiten zugrunde. Desto mehr aber werden die gefeiert, die lebensdige Korbela erreichen. Dann werden fanatische Feste gefeiert. Die Menschenmenge umtanzt wie wahnsinnig das Grab, das die Gebeine des schittischen Märtyrers Hospitanz birgt. Viele zerfleischen sich, brechen bewußlos zusammen, sterben glücklich, in Korbela ihren letzten Schlaf halten zu dürfen.

Die Wallfahrer waren schon ganz in unserer Nähe. Wir hatten natürlich keine Lust, die Bekanntschaft der Fanatiker zu machen, bogen deshalb von der KarawanensträÙe ab und gingen durch die woglose Steppe. Doch die Kurden hatten uns schon bemerkt. Mit gezogenen Schwertern, brüllend, kam die Horde auf uns zu. Achmed, mein Dolmetscher, versuchte ab und gingen die Kurden durch zuvorkommendes Benehmen abzuwimmeln. Es gelang ihm nicht. Die Fanatiker bestanden darauf — nachdem ihnen Achmed erklärt hatte, ebenfalls ein Verehrer von Hospitanz zu sein, daß wir die Wallfahrt mit ihnen nach

Korbela mitmachen. Die Uebermacht war zu groß, es half nichts, wir mußten uns vorerÙt fügen.

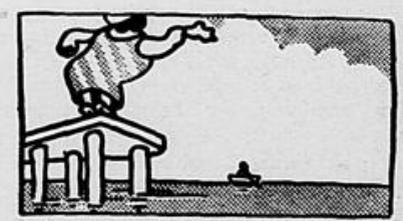
Die Kurden führten uns zu ihren Tragtieren. Der üble Geruch von Leichen drang uns entgegen. Die Karawane bestand aus zehn Kamelen. Acht dieser Tiere dienten zur Beförderung der Toten, die anderen zwei waren mit Teppichen und Proviant beladen. Die Zahl der Wallfahrer betrug fünfundsüwzig.

Langsam schleppte sich die Karawane durch den heißen Sand. Nach einer Stunde starb ein weihbürtiger Greis. Der Tote wurde in Teppiche gepackt und auf ein Kamel verladen. Dann ging es wieder weiter durch die menschenarme Gegend.

Die Sonne brannte fürchterlich — der Leichengeruch war kaum mehr zu ertragen. Achmed holte aus meiner Reisetasche ein Paket Watte. Diese beseuchteten wir mit Alkohol und banden sie unter die Nase. — Endlich kam der Abend. Die Karawane lagerte. Die verpackten Toten wurden in die Mulde gelegt. Erst nach einem halbstündigen Tanz um die Mulde machten sich die Kurden daran, das Abendessen zuzubereiten.

Ich saÙ mit Achmed abseits und besprach mit ihm den Plan zur Flucht. Ich hatte keine Lust, noch länger bei den Fanatikern zu bleiben. Wir hatten kaum den Tee getrunken — etwas zu essen war uns bei dem Leichengeruch ganz unmöglich — da begannen wieder die Tänze der Kurden um ihre Toten. Eine halbe Stunde währte das unheimliche Schauspiel — endlich wurde Ruhe. Ein Bliz judte durch die schwarze Nacht — Geier trächtgen — Schalale und Spänen umkreisten heulend das Lager. — Die verpackten Leichen rochen zum Erbrechen, grauenvoll.

Die Wallfahrer waren eingeschlafen. Der heiÙe Tag — die wilden Tänze — die brennenden Wunden — für Menschen zu viel. Wir überzeugten uns von dem festen Schlaf der Kurden, packten und marschierten gleich darauf ab. Niemand bemerkte uns. Bald hatten wir die unheimliche Karawane hinter uns.



Hallo, ich will mitfahren!



Das kippt wohl nicht?



Nicht im geringsten!

Zur Zeit des Kaisers Tiberius lebte ein Glasmacher, der dem Kaiser einen Pokal aus sehr feinem Glas überreichte. Dem Kaiser gefiel das dünne Glas nicht und er schleuderte heftig den Pokal zu Boden. Aber zu seiner Ueberaschung zerbrach das Glas nicht auf dem Marmorfußboden. Er geriet darüber so in Born, daß er den genialen Glasmacher hinrichten ließ. In einem Museum in Venedig sind noch heute einige Gläser aus jener Zeit zu sehen, die unzerbrechlich sind.

Fünf Liter destilliertes Wasser wiegen bei einer Temperatur von 4 Grad bekanntlich 5000 Gramm. Die gleiche Menge Meerwasser wiegt 450 Gramm mehr, infolge der in diesem Wasser aufgelösten Salze. Das Wasser des toten Meeres wiegt sogar 1000 Gramm mehr.

Die ersten Spielkarten wurden mit dem saraßenischen Namen Tarot belegt, was sibiell bedeutet wie Hauptmann oder Kapitän, und noch heute spielt man in Italien mit sogenannten Tarokkarten. Das Kartenspiel bestand damals aus 78 Karten, und zwar war der Hartlein der höchste Trumpf, außerdem gab es 21 niedrigere Trumpfkarten, ferner vier Könige, vier Damen, vier Ritter, vier Bauern und vierzig Karten von As bis Zehn, alle farbig und in vier verschiedenen Zeichen: Herz, das rot war, wurde durch einen Becher bezeichnet und bedeutete die Priesterschaft; Karo, das gelb war und römische Münzen aufwies, bedeutete den Bürgerstand; Klee, grün mit einem Bündel Kuten, die Diebe, die damals als eine besondere Junft galten, Pik (in blauer Farbe) mit zwei gekreuzten Deegen, bedeutete den Adel. Die erwähnten niederen Trumpfe bestanden aus allerlei allegorischen und andern Figuren: da war ein Wanderer mit dem Kaugen auf dem Rücken, da gab es Engel und Teufel, Papst und Päpstin, Kaiser und Kaiserin, Glück und Mäßigkeit, Kraft und Liebe, Kirche und Welt, Sonne, Mond, Sterne, Zeit und Gericht. Das ganze Spiel war so etwas wie eine Darstellung des Totentanzes, der im Mittelalter oft symbolisch dargestellt wurde.

Mund zu und sagte ihm, daß es heute keine süÙe Speise gebe, wenn noch ein Wort gesprochen würde.

Wie die Erzengel wieder vor den Lieben Gott traten, fragte er: „Na, wie ist es? Was haben die Menschen zu meinem neuen Wunder gesagt?“ Und die Erzengel berichteten, daß es nicht zu dem Wunder gekommen sei, weil der arme Mann so geschrien hätte. „Und warum hat er solchen Lärm gemacht?“ fragte Gott weiter. Da flüsterien die Erzengel — und sie belamen ganz rote Köpfe, und sogar ihre Flügel färbten sich rosa, so peinlich waren ihnen ihre Worte —: „Aus Angst vor der Seligkeit!“

An diesem Tage gab es kein gutes Wetter.

Was mancher nicht weiß

Das Blatt der Vittoria Regia trägt ein Gewicht von 200 Kilo.

Spitbergen ist das einzige Land, in dem es keine Käfer gibt.

Das Rosenholz stammt nicht von Rosenstöden. Es ist vielmehr das Holz von brasilianischen Bäumen, das seinen Namen daher hat, weil es in frischem Zustande stark nach Rosen riecht.

Die wohlschmeckende Artischoke gehört zu den Disteln.

Schon im 12. Jahrhundert gab es in Deutschland dreistöckige und in Paris sogar vierstöckige Häuser, während um das Jahr 1180 in englischen Wohnungen die Glasfenster vorkamen.

Der kürzeste Brief der Welt wurde von dem Verleger des großen französischen Schriftstellers Victor Hugo geschrieben. Es war ein neues Buch von Hugo herauskommen und am Nachmittag des gleichen Tages schrieb Victor Hugo, der sehr ungeduldig war, an seinen Verleger, um zu erfahren, wie der Verkauf sich anlieÙ. Diefen Brief schrieb er folgendermaßen: „? Victor Hugo.“ Der Verleger zeigte sich der Situation gewachsen. Seine Antwort lautete: „!“

Die Kirchenglocken wurden von dem italienischen Bischof Paulinus eingeführt, aber ursprünglich nicht, um die Gläubigen zur Andacht zu rufen, sondern um die in der Luft schwebenden Geister und Dämonen zu verschrecken.

Der Gummibaum liefert bei fast täglichem Zapfen bis zu einem Alter von zwanzig Jahren Saft; dabei ist beobachtet worden, daß die ältesten und häufigst angebohrten Bäume die größte Saffimenge liefern.

Die Welt kommt zu Nr. 127

Der Elefant kann sich nur im sogenannten Schritt bewegen, vermag aber dennoch in der Stunde 24 Kilometer zurückzulegen. Eraben und Galoppieren kann er nicht, ebenso ist es ihm unmöglich, auch nur den kleinsten Sprung zu machen.

Die eierlegende Termitenkönigin wird von ihren Untertanen künstlich mit einem besonderen Futter ernährt, das diese in ihrem eigenen Leibe wie in einer natürlichen Milchflase heranbringen und ihr einfüttern. Dann diesem Futter schwillt der Leib der Königin zu der Größe einer kleinen Kartoffel an. Zu den Eigenarten der Termitenkönigin gehört auch, daß sie einen narztischen Saft absondert, den die Termitenarbeiter mit höchster Begeisterung trinken.

■ Heiteres ■

Liebenswürdiges Strafenahmengespräch. Der Schaffner fragt: „Jemand zugestiegen?“ Da antwortet ihm zur allgemeinen Verblüffung eine ältere Dame: „Ja, glauben Sie, ich bin in dem Wagen geboren?“ Darauf der Schaffner: „Was fällt Ihnen ein, so alte Wagen ham mir gar net!“

Gutes Mittel. Eine Dame wollte dem Zahnarzt die Rechnung nicht bezahlen. Als seine Mahnungen erfolglos blieben, sandte er eine letzte: „Falls die Rechnung binnen drei Tagen nicht beglichen wird, sehe ich mich gezwungen, nachstehendes Inserat veröffentlichen zu lassen: Ein neues Gebiß billig zu verkaufen. Zu besichtigen bei Frau . . .“ Die Rechnung wurde umgehend bezahlt.

Schlimmer. Schauspieler: „Mein gestriges Benefiz war ein großer Mißerfolg. Stellen Sie sich vor: das ganze Publikum . . .“ — Freund: „Piff?“ — „Schlimmer.“ — „Schief ein?“ — „Schlimmer.“ — „Wollte fortgehen?“ — „Noch viel schlimmer: blieb zu Hause.“

Das konsequente Mädchen. Er: „Wie alt sind Sie, Fräulein?“ — Sie: „Neunzehn Jahre.“ — Er: „Aber, Fräulein, das sagten Sie doch schon vor zwei Jahren, als ich Sie kennenlernte!“ — Sie: „Ja, ich gehöre eben nicht zu den Mädchen, die heute so und morgen so reden!“

Phantasie. Mannschaftsübung. „Jeder Mann legt sich auf den Rücken.“ Kommandiert der Offizier, „hebt die Beine in die Höhe und bewegt die Füße, als ob er Fahrrad trete.“ — Los . . .! — Nach kurzer Vermüßung hält einer inne. — „Warum hast du aufgehört?“ herrscht ihn der Offizier an. — „Zu Befehl.“ erwidert er, „ich fahre gerade Freilauf.“

Nur keine Aufregung! Kitty hat einen neuen Hut. Ein Gedicht! Ein Traum! Todschick! Kitty besucht mit dem neuen Hut die kranke Freundin Florence. Florences Mann hält sie zurück: „Mit dem Hut können Sie nicht zu meiner Frau!“ — „Warum nicht?“ — „Der Arzt hat ihr jede Aufregung streng verboten!“

Die Wirkung. Onkel: „Alles wimmelt von Bakterien. Papiergeld, zum Beispiel, ist vergiftet. Du faßt Papiergeld an und es kann dein Tod sein.“ — Nefte: „Gib mir, bitte, ein paar Hundertpengöschene, ich bin lebensmüde.“

Schmerz. „Frauen ertragen den Schmerz weit heldenmütiger als die Männer.“ — „Sind Sie Arzt?“ — „Nein, Schuhmacher!“

Engländerin. Der fünfjährige Fritz macht mit seinen Eltern eine Reise. In einem Badeort begegnen sie einer zaundürren Engländerin, die in ihrem Äußern jedes weibliche Merkmal vermissen läßt. „Mama.“ sagt der kleine Junge und deutet auf die Fremde, „sag: ist das eine Plattdeutsche?“

Vor fünfundzwanzig Jahren hatte Nr. 127 seine Schwiegereltern ermordet. Nicht weil er ein schlechter Mensch war oder weil ihm die zwei alten Leute besonders antipathisch waren; aber er brauchte ihr Geld.

Er war damals fünfundzwanzig Jahre alt und hatte es satt, ein kleiner Angestellter zu sein; gestern Büro, heute Büro, morgen Büro, und so weiter in alle Ewigkeit, denn von selbst würden die Eltern seiner Frau ja doch nicht bald sterben. Sie waren von einer erschreckenden Gesundheit. Außerdem wollte Nr. 127, zu jener Zeit hatte er noch einen Namen, Tom Lauder, eine Autogarage errichten, die erste in der kleinen amerikanischen Stadt.

Er lebte nur noch im Gedanken an diese Autogarage, er sah sie vor sich, wenn er die Augen schloß, er träumte nachts von ihr. Und das Erbteil seiner Frau hätte ihm ermöglicht, die Garage zu bauen.

So kam es, daß er eines Tages Rattengift kaufte, seine Frau, die er gern leiden konnte, unter einem Vorwand daran hinderte, daheim zu essen — sie lebten bei den Schwiegereltern — und erst dann den Arzt rief, als die beiden Leute schon anjengen kalt zu werden.

Es hatte ihm weh getan, ihre Qualen zu sehen, denn er hatte ein gutes Herz, aber es war ihm unmöglich gewesen, sich ein rascher, schmerzloser wirkendes Gift zu beschaffen.

Einen Monat später war er bereits Nr. 127, ein Lebenslänglicher im Gefängnis von J.

Sein Verhalten war gut, die Wärter beklagten sich nie über ihn, und der Direktor wurde bald zu seinem besonderen Gönner.

Als er bereits fünfundzwanzig Jahre im Gefängnis gefessen hatte, teilte ihm eines Tages der neue Direktor, der seit drei Jahren dem Gefängnis vorstand, mit, er sei wegen seines guten Verhaltens begnadigt worden. In einem Monat würde er in Freiheit gesetzt werden.

Nr. 127 bedante sich höflich. Sein Muskel zuckte in seinem grauen Gesicht, seine blauen Augen blickten ruhig wie immer. Er war nun fünfzig Jahre alt und wußte seit fünfundzwanzig Jahren nichts von der Welt.

Der Direktor, der sich für seine Begnadigung bedankt hatte, war noch ein junger Mensch, dem die Sträflinge leid taten. Er war bestrebt, ihnen das Leben nach Möglichkeit zu erleichtern, und er war äußerst stolz auf seine Idee, in jeder Zelle einen kleinen Radioapparat aufstellen zu lassen.

Erfolg. „Lieber Meier!“ sagte der große Ohrenarzt. „Ihre Gehör hat sich nun soweit gebessert, daß ich Sie entlassen kann.“ — „Wie?“ fragte der Patient. — „Sie können jetzt wieder hören.“ — „Aber?“ — „Der Patient legt die Hand ans Ohr: „Hören?“ — „Na schön, was kostet die Behandlung?“ — Der Arzt brüllte: „Zweihundert Franken!“ — „Wie? Dreihundert Franken?“ fragt Herr Meier erstaunt. — „Ja, wohl!“ schreit der Arzt zurück, und hier erhebt sich seine Stimme am lautesten . . .

Guter Morgen! Schurl und Ferdl, zwei polizeibekannte Einbrecher, betätigten sich zur Nachtzeit in einem feinen Stadigeschäft. Wie es der Beruf erfordert, gehen sie mäuschenstill zu Werke. Plötzlich schlägt der Ferdl eine dröh-

Besonders aber interessierte ihn die Wirkung, die diese plötzliche Verbindung mit der Außenwelt auf die alten Gefangenen haben würde, die Lebenslänglichen und jene, die über zwanzig Jahre Inzassen des Gefängnisses waren.

Nr. 127 betrachtete mit einem gewissen Mißtrauen den Apparat. Zwei Tage lang rührte er ihn nicht an; am dritten bemerkte er, daß der Direktor darüber enttäuscht war, und er schob, um nicht unhöflich zu erscheinen, die Hörer über die Ohren.

Und nun ereignete sich das Entsetzliche. Die Welt kam brüllend und schreiend zu Nummer 127. Sie kreischte ihm Börsenberichte ins Ohr und Unglücksfälle, Morde und Stedbriefe, Sportnachrichten und Wetterberichte, Jazzmusik und Predigten. Er konnte nicht länger taub sein, er mußte hören. Er konnte nicht länger blind sein, er mußte die Dinge sehen, die seine Ohren vernahmten. Lärm, Entsetzen, Grauen und tödliche Angst war die Welt dort draußen, die Welt, in die er in einem Monat würde zurückkehren müssen.

Nr. 127 begann am ganzen Körper zu zittern, der Schweiß drang ihm aus den Poren, die Kehle schnürte sich ihm zusammen, sein Herz pochte wild.

Er hatte nicht die Kraft, die Hörer abzunehmen. Durch seine Ohren drang noch immer die Welt ein; ein Feind, dem er ausgeliefert sein würde, hilflos, rettungslos.

Ein furchtbares Brüllen schredte den alten Wärter, der die Runde machte, aus seinem behäbigen Trab. Er starrete verblüfft in die Richtung, woher der Lärm kam. Dann begann er zu laufen. Nr. 127 brüllte, kreischte, heulte, schlug mit den Fäusten gegen die Zellentür; Nr. 127, der seit fünfundzwanzig Jahren kein lautes Wort gesprochen, der sich immer wie ein Gentleman benommen hatte.

Der alte Wärter riß die Zellentür auf. Nr. 127 stand in der Mitte der Zelle. Seine Hände bluteten, er hatte die Drähte des Apparates zerrissen. Der Apparat lag am Boden, und er stampfte wie toll auf ihm herum. Sein ergrautes Gesicht glühte, aus seinen Augen rannen Tränen, er schluchzte brüllend.

Den Wärter erblickend, warf er sich auf die Knie und flehte winselnd mit hochgehobenen Händen:

„Nicht hinaus! Nie, nie hinaus!“

Und er weinte wie ein Kind, das in ein dunkles Zimmer geschickt wird.

Hermynia zur Mühlen.

nende Laute auf. „Was lachst denn so blöd?“ fragt der Schurl erboht, worauf der Ferdl mit dem Finger auf eine Tafel neben der versperrten Eingangstür weist, auf der zu lesen ist: „Beehren Sie uns bald wieder!“ Da mußte auch der Schurl lachen.

Zu viel. Zwei Frauen sitzen im Abteil, die eine mit drei Kindern, die einen furchtbaren Madau machen. Die andere Frau beklagt sich darüber. Da senkt die erste Frau: „Glauben Sie, ich habe noch mehr auszuhalten als Sie. Der Fritz hat vorhin unsere Bilette zerrissen, das Mädchen hat ein Fenster im Rupee nebenan eingeschlagen, ich habe mein Portemonnaie zu Hause gelassen und außerdem sitzen wir im verkehrten Zug.“